Rückblick, über 12 Jahre abstürzend

Wolfgang Dietrich im Gespräch mit Thomas Huetlin im
Jahre 1984, mit Anmerkungen aus dem Jahre 1996 (kursiv)

Das Gespräch im Schwätzer! leiten Teile aus meinem 85 von Klaus Renner gedruckten Testament ein. Das Werk war entstanden, weil Ranitzkys Frankfurter Abwegige Zeitung FAZ, weil der Münchener Prof. Kayser wie auch Münchener Kritiker meine Gedichte abgelehnt hatten. Dieses Werk, das künftige Geiselnahmen in Bussen visionär vorwegnimmt und sogar Kritiker, die mein Werk übersehen hatten, in der Gewalt eines asozialen Geiselnehmers zeigt, sollte mir schaden, und zwar deswegen, weil Klaus Renner, der Verleger, der mir garantiert hatte, die Namen der attackierten Kulturschwafler zu erhalten, wenn ich seinen Vertrag unterschriebe, dies nicht tat. Er änderte das Werk am Tag der Drucklegung und legte mir Ersatznamen für die Kulturkritiker vor. Seine Angst vor Respektverlust im Kulturbetrieb hatte Renner zu dieser Maßnahme bestimmt, das Ärgernis für ihn blieb aus, lediglich eine Prozeßdrohung gegen mich lief bei Renner ein, und ich konnte von belanglosen Schreibern, kirchennahen konservativen Schranzen und Kulturmanagern, die den im Werk ausgedrückten Angriff genau bemerkten, fertiggemacht werden. Fazit: Selbstzensur durch den Verleger. Später wurde das Testament von Münchner Kulturbeamten wie C. Nolte benutzt, um meinen Ruf dem der Berliner Chaoten nahezurücken, Konservative wurden gegen mich aufgebracht. Damit hatte mir Renner unrettbar geschadet. So ließ ich Thomas Huetlin das Schwätzer!-Interview anfertigen.

Huetlin: Ihr Testament ist weniger ein literarisches Vermächtnis als eine Abrechnung mit München. Was haben Sie dieser Stadt vorzuwerfen?

Blockade. Die Rundfunk-Redakteure Bautz, Hamm und Skasa, von Farin (Literaturreferent 82-86) öfters auf mein Werk verwiesen, sendeten nichts, bevorzugten intellektuelles Hofskribententum à la R. Goetz. Die Leute der Süddeutschen Zeitung wie W. Werth rezensierten und druckten grundsätzlich nichts von mir (Herr Makowski), einen so applausreichen Auftritt wie den bei «Sage und Schreibe» (1986) schwiegen Sie tot (C. Seidl). Palzer, ein Fernsehmit-

arbeiter, erschlich sich trotz meiner Zeitnot einen Wochenendtermin (Oktober 93), nahm eine Gedichtlesung in meinem Zimmer auf und sendete sie nicht vier Tage später wie angekündigt (6.10.93) in Capriccio, sondern nie. Betrug. (Vergleichbare Vorspiegelung falscher Tatsachen durch C. Wedel, Moderatorin in Berlin, 1986!). Die Literaten der Karl-Krolow-freundlichen Akademie der Unschönen Künste blockten mich, so gut es ging (z.B. Ota Filip). Rundfunkleute wie Rodolph Riedler (1984) waren durch meine Lyrikpreiseinsendung «angewidert» (Zeugnis durch Zeitschrift federlese, 1984). Die Rundfunksendung Pop Sunday (1979-82) brachte meine Sachen verzögert oder gar nicht. Frau Otto, die 88 eine «Tukan»-Lesung für mich managte, sagte: mein Wort-Werk habe zweifelhaften Ruf. Bei wem? Sie wußte keinen Namen. Der Rufmord wirkte: 91 wollte ich den Bischof von Prag, ein Drehbuch-Melodram, zum Roman umschreiben, scheiterte aber wegen Depressionen auf Seite 30: in München schreiben, das war für mich unmöglich geworden.

Dietrich: Im Grund ist das *Testament* die Rache dafür, daß mir fünfzehn Jahre lang Literaturpreise unterschlagen wurden. Verantwortlich dafür ist die Diktatur der Kritiker, allem voran Marcel Reich-Ranicki und Karl Krolow, deren Einfluß bis nach München reicht. Sonst heißt es ja auch immer, daß gegen totalitäre Tendenzen etwas unternommen werden soll. Im Bereich der Kunst ist hier also nichts gelaufen, und an der Universität, wo man angeblich studieren können soll, gibt es auch keine Möglichkeit der Entfaltung.

Die Wut spritzt heraus. Die Germanisten, im Reagenzglas abgelagerte Parasiten, fallen mir lebhaft ein, und wie sie den Kritikerring bildeten, der nach meinen Recherchen einen Dreiländerterror in der Schweiz, Österreich, Deutschland erzeugten: beim Klagenfurter Preis der Fernseh-Mißgeburten. Ein Tübinger Mitstudent erlebte, wie zwölf polemische Attacken des Ranitzky, in der Tübinger Uni gehalten, von dessen Philologenfreund Prof. Jens zum Vorwand genommen

wurden, um Ranitzky den Professorenhut auf den unwürdigen und unwissenschaftlichen Kopf zu drücken und damit jeden künftigen Widerspruch gegen die idiotischen Fehlentscheidungen dieses Jury-Haies im Keim zu ersticken. Er verwaltete bei seinem Klagenfurtabtritt (1985) zwölf diverse Literaturpreise, teilte diese mafios unter Freundinnen auf. Darunter den Leonce- und Lena-Preis. Im März 83 blickte ich durch Barbara Maria Kloos in das Preisvergabegeschehen direkt hinein wie in ein Wasserglas. Die Raublibelle Ranitzky schleppte die Textlein einer Inge Krupp an Stelle 1 der 12 schließlich Ausgewählten. Nur der in die Jury eingestrene Jandl konnte bewirken, daß Talentierte an die 4 ersten Stellen kamen, so Rainer René Müller. (Der Preis wurde geviertelt.)

Ich hatte genug davon, ständig bei Lyrikjurs einzureichen und ständig rauszufliegen. Im Januar 85 reagierte ich. Ich verlangte von Krolow und seiner miesen Jury meine frisch eingesandten Werke zurück und forderte die Auflösung dieser Jury aufgrund ästhetischer Urteilsunfähigkeit ihrer Mitglieder. Übersetzer und Lektoren, Curt Meyer Claason und U. Heldt, hatten mir rechtzeitig gesteckt, daß Altlektorin Borchers ihre «Hoffnungen» stets über Ranitzky an die wirtschaftlich mächtigere FAZ weitergab, damit sie über den Lena-Preis weiterkämen. Ich hörte davon und beschuldigte Ranitzky und seine abgefuckte Krolow-Vorjury der Zerstörung des Nachwuchses. Tatsächlich konnte man Talente der 80iger Jahre wie Grill, F.-J. Herrmann, Senocak und andere deswegen nicht beim Lena-Preis wiederfinden, weil sie aus Schwachsinn, Neid und personalem Filz aussortiert wurden. Die Folge: Ein Gymnasialdirektor Deppert – alte Juryleiche – plazierte einen verleumdenden Artikel gegen mich im Darmstädter Echo (18.3.85), wo er dummerweise auch die Kriterien seiner «Förderung» bloßlegte. Sein Hauptaugenmerk bilde, so verriet er, die Förderung von Dilletanten: Minderheiten seien an sich förderungswert. «Der promovierte Germanist», der behauptet hatte, seine Gedichte seien besser als die eingesandten, sei nicht förderungswert. Soso! Leider gehörten meine eingesandten Werke

(Mit gewendelten Bäuchen, Stanzen etc.) nach Urteil von Falkner und einigen Kennern zu den besten Gedichten der 80iger Jahre im Deutschen – – – und hier grub mir ein Kitschgedichte schreibender Beamter, der verfluchte Sekretär des Literaturfonds überdies, alles ab, was ich wegen meines Schreibfleißes und wegen meiner Virtuosität verdient hatte: Auslandsstipendien, Verlagshonorare, Abruck in Lesebüchern, ja – ein Selbstverständnis als Literat. (Die Lena-Jury gibt Texte in Schulbücher.) Übrigens bin ich mit meiner Kenntnis italienischer, provenzalischer und türkischer Versmaße so gelehrt, daß dies ausreichen müßte, um eine Poetikdozentur etwa in Leipzig zu erhalten! Und jetzt das, jahrzehntelang diese Nichtförderung! Ich schwöre: der schwere Unfall, der mich Monate später betraf und lebenslänglich beeinträchtigt, hat mit den schmutzigen Methoden eines Deppert, Ranitzky etc. direkt zu tun.

Hüetlin: Immerhin haben Sie den Dokortitel. Irgendetwas muß auf der Universität doch zu lernen sein.

Dietrich: Ich habe nur gelernt, die Universität fluchtartig zu verlassen. Das ist eine Einrichtung zum hundertprozentigen Ausklopfen der Köpfe, wie bei zertrampelten Maisschoten wird der letzte Rest von Intelligenz zerstoßen. Ich habe 1975 angefangen und erst einmal vier Jahre lang Grabsteine bei einem Steinmetz geklopft. Dann habe ich in drei Jahren meinen Magister und meinen Doktor heruntergeschrieben.

Hüetlin: Über was haben Sie promoviert?

Dietrich: Thema war eine Form italienischer Erzählungen, wo allerlei Leute in einer Stadtkomödie lächerlich gemacht werden. Sie werden Stanzen genannt.

Hüetlin: Ist das ein Vorbild für Ihre Arbeit?

Dietrich: Ja, absolut. Es ist eine Form, um die Leute direkt anzureden und Städte in heimatloser Weise zu durchziehen und zu verlästern. Hier sind wir bei einem Grundprinzip des

Literaten: nicht zu lange an einem Ort zu verweilen.

Hüetlin: Wie konnten Sie den Literaturpreis der Stadt München jetzt gewinnen?

Dietrich: In gewisser Weise durch Angriff. Ich dachte, wenn man lauter Leute angriffe, auch solche, die in dieser Stadt etwas zu sagen haben, zieht das besser als sich in die esoterische Ecke zu verkriechen. Viele sind masochistisch und innerlich feige. Ihnen gefällt es, in die Pfanne gehauen zu werden.

Hüetlin: Gibt es da nicht Gemeinsamkeiten mit R. Goetz?

Dietrich: Rainald Goetz provoziert in den geschützten Räumen der literarischen Salons, also nicht in Wirklichkeit. Und selbst da berechnet er jede Aktion. Er hat beispielsweise in Klagenfurt nur sich in den Kopf geschnitten. Das hat keine juristischen Folgen wie eine richtige Kopfverletzung, die einem Kritiker zugefügt wird. Goetz weiß genau, wann er etwas tun und schreiben muß und welche Frisur er tragen muß, um Geltung zu erlangen. Das ist kein literarisches, sondern ein kosmetisches Problem. Der Skandal ist in der freien Marktwirtschaft ein Mittel, um etwas zu werden.

Hüetlin: Wer entscheidet im Literaturbetrieb darüber, wer etwas wird?

Dietrich: Im Grunde herrschen die jeweils schlechtesten unter der Masse von Germanisten, die aus den Universitäten hervorquellen – die Menge Leute, die in den siebziger Jahren ohne großes Wissen Lektoren- und Redakteurstellen bekommen haben. Die Germanisten lagerten sich in Schichten ab, wie in einem Reagenzglas. Die mittelschlechten gingen als Dozenten an die Uni, die ganz schlechten und die ohne Abschlüsse in die Verlage. Diese flaschenmäßigen Kulturschwafler haben einen Blickwinkel, der einem Kreissegment von fünf Grad entspricht. Infolge der gesicherten demokra-

tischen Verhältnisse können sie sich das leisten, ohne fürchten zu müssen, von hinten erschlagen zu werden.

Hüetlin: Wie können sich die Schriftsteller gegen solche Leute wehren?

Dietrich: Es gibt zwei Möglichkeiten. Man kann den Kritikkerring, der in Deutschland, Österreich und der Schweiz einen Dreiländerterror ausübt, einfach ignorieren. Die *Neue Zürcher Zeitung* und der Haffmans Verlag interessieren sich beispielsweise ganz bewußt nicht mehr für gewisse Frankfurter Kritikerinstitutionen. Eine andere Möglichkeit ist es, als Dichter wie ein Hydraulikkran auf einem Lastwagen je nach Bedarf mit null Grad und vierhundert Grad zu operieren. Den Null-Grad-Winkel braucht man, um sich von dem Müll auf gewissen Schriftstellertagungen nicht infizieren zu lassen. Der Vierhundert-Grad-Winkel ist nötig, um alle Sichtweisen kennenzulernen.

Hüetlin: Schlechte Lektoren und Kritiker hin oder her. Letztlich müssen doch auch die sich nach den Bedürfnissen der Leser richten. Die können es sich nicht leisten, gegen die Marktwirtschaft zu opponieren.

Dietrich: Das gilt vielleicht für Amerika. Da werden die Literaten nur vom Markt ausgesucht. Da kann ein Kritiker nicht lange daherscheißern. Da sagt der Verleger: «Stimme weg. Ich will hier was verkaufen. Mal schauen, wer hier was kann.» Das Dumme ist, daß die Lektoren, die ja nichts weiter als Produktmanager sind, in Deutschland eine Art Beamtenstatus haben. Normalerweise ist in der freien Wirtschaft mit dem Produktmanager gleich Schluß, wenn es mit der neuen Seife nicht geklappt hat. Die bei Goldman können reihenweise Flops produzieren. Rausschmeißen tut sie keiner. Mit der Zeit werden jedoch auch hierzulande Leute hochkommen, die sehen, daß man nur das fördern kann, was sich verkauft.

Hüetlin: Glauben Sie, daß es eine spezifische Literatur der achtziger Jahre gibt?

Dietrich: Ich glaube, daß in den achtziger Jahren gedichtet wird. Vorher haben nur Pädagogen, die eigentlich niedergemäht werden müßten, ihre Zeigefinger erhoben. In den Jahren von 1945 bis 1980 gibt es sehr kluge christliche und andere Dichter, die sehr belehrend wirken wollten.

Hüetlin: Welche Dichter meinen Sie?

Dietrich: Böll, selbst Enzensberger, sogar Rühmkorf, der dichterischste von allen.

Hüetlin: Was ist Ihre Vorstellung von der Literatur der achtziger Jahre?

Dietrich: Sie sollte direkt auf die Leute einwirken, einen plastischen Effekt haben und nicht vom Jargon «Schrott» vermiest sein. Es sollte auf Dauer etwas übrig bleiben. Ludwig Fels ist so ein Autor. Seine Literatur hat etwas, was von den Leuten noch etliche Zeit später verstanden wird. Die Literatur der Achtziger sollte einen Teil haben, der die Gesellschaftskrankheiten unserer Zeit trifft und zersägt.

Die Zeit jagt. Die Angst frißt den Menschen, der arbeitslos wird, in Jobs seine Kraft aushaucht. Er glaubt nicht mehr, sich das Schreiben leisten zu können.

Ich finde – sagt ein Künstler, meinen Schwätzer!-Artikel durchgehend – daß Du Dich ein bißchen an Dich erinnern solltest. Er zeichnet. Ich will meine Vorstellung von der Literatur der 90er mit Worten zeichnen.

Ein Dornröschenschlaf bannt die murrenden Menschen in Dresden, wo Trümmer durch Computerberechnung miteinander vereint werden und Harmonie angesagt ist. Meine Vorstellung von der Literatur der 80er, wie ich sie schon ausführte, stellte sich nicht ein. Kein deutscher Schreiber, nicht einmal Thomas Strittmatter in Rabe Baikal, hat die

Erosion der Arbeitsplätze, das Ätzende der Menschenversuche und Bandenbildungen plastisch gemacht, die Mode des internationalen Massenmords mit Verschiffung der Übriggebliebenen in benachbarte Staaten. Alle sind Sklaven der Macht Information, keiner macht das Maul auf. Stattdessen süßliche, von Lektoren gleitend gewünschte Vergangenheitsgeschichten, die dem vorseilenden Gehorsam der Autoren entspringen. Die Kitschromane der Tanja Kinkel, sprachlich gesehen ein Nichts-Qualitätsprodukt, die widerlichen Hobbygedichte der kunstlosen 60er-Fuzzis. Die streberhafte Glätte, die von jenen Suhrkamp-Lektoren, die mein Werk blockierten, gesponserten Normalgedichte eines schwachen Dresdener Dichters.

Ich stehe früh auf, Jobs zu erfüllen. Die Wut, die Abstumpfung wachsen. Wehe, ich wache auf aus dieser Abstumpfung. Dann brülle ich auf. Ich antworte auf mein früheres, fast einziges Autoren-Interview. Die Antwort schmerzt mich und wird ohne die typische Zielgerichtetheit der Jugend erfolgen.

Keine 90er Jahre-Literatur, stattdessen: Schallplattenkonzerte fördern den Mob, der das türkische Neukölln herausfordert mit «Stirb du Hund, ich tanz auf deinem Grab!» Musikkonzerte fördern den simplen Rockpoeten, der als Flitzer Bargeld Poetikvorlesungen in Wien hält und leeres Stroh drischt, das garantiert keinem die Verfassung von Gedichten beibringt. Darum gehts: alle bluffen, niemand was beibringen können, dafür Geld kassieren. Bewährter Trick der Germanisten und Song-Hunde.

Zu einer exakten Schreibanleitung, wie sie Pounds Wort und Weise bildet, braucht man Mut und extreme Kenntnis. Beides geht deutschen habilitierten Pissern ab. Was ist nämlich der Literaturbetrieb anderes als: das Autobahnklo der Tertiärliteraten, der Urin-Fang der friedenssüchtigen Germanisten der deutschen Forschungsgeschleimschaft.

Hüetlin: Ist die Vorstellung, mit Literatur Bewegungen hervorzurufen, nicht hoffnungslos romantisch; ein sozialrevolutionäres Relikt aus dem neunzehnten Jahrhundert?

Dietrich: Wir denken weiter. Man kann davon ausgehen, daß in dreißig oder vierzig Jahren bei nicht florierender Wirtschaft und unserem kläglichen Hinterherhinken hinter asiatischen Standards in Europa eine Situation entsteht, wie wir sie heute schon in Glasgow haben. Vierzig Prozent Arbeitslosigkeit, Verelendung, Langeweile. Für die Leute müßte dann eine neue Form von Literatur gefunden werden entsprechend den Sagen und Bänkelgesängen im Mittelalter. Im Jahr 2010 will niemand mehr was vom Schickeria-Roman wissen. Die Schickeria ist eine Erscheinung des sechzehnten bis zwanzigsten Jahrhunderts. Die Grundhaltung unserer Literatur ist eher die des vierzehnten Jahrhunderts: epische Einfachheit.

Hüetlin: Sie sind Mitherausgeber der Zeitschrift *Luxuslüge*. Ist das schon die andere Literatur? Wie sieht diese Literatur aus?

Dietrich: Es ist eine Literatur voller Schlagworte, kurze Sätze, verbales Einhämmern. In den Köpfen der Menschen ist durch das optische Einhämmern der Medien schon Brei entstanden. Die Literatur der ganz sensiblen Katzenpfoten nützt nichts mehr. Die Zeit literarischer Feinheiten ist endgültig vorbei. Wir wollen eine Art Brutalismus finden, wollen darauf hinweisen, daß es einen Existenzkampf gibt. Die *Luxuslüge* ist kein demokratisches Diskussionsforum, kein Platz, an dem Leute mit Krawatten und langen Urlauben ihre wohlüberlegten Argumente austauschen können. Unser Blatt ist scharf, direkt auf Personen gerichtet und manchmal auch ungerecht.

Hüetlin: Es ist auffallend, daß in letzter Zeit unter den jungen Autoren immer häufiger Demokratiekritik geübt wird. Wie ist das zu erklären?

Dietrich: Hier wiederholt sich ein Prozeß, der schon einmal in der Weimarer Republik zu beobachten war. Damals mußten die abgehalfterten Heere aus dem ersten Weltkrieg ihr

Brot als Staubsaugervertreter verdienen. Heute wird ein Teil der Akademikerschaft in Berufe hineingeschmissen, die eher in Richtung Tellerwäscher gehen. Die lachen doch, wenn sie Worte wie die «erhabene Literatur» hören. Die reproduzieren die Abstumpfung, die von oben kommt, indem sie selbst Propaganda machen. Dabei übernehmen sie die Methoden der Politiker und der Werbeagenturen.

Hüetlin: Soll dabei eine Botschaft verkauft werden?

Dietrich: Es gibt keine Botschaft mehr für uns. Um die gängige Subjektivität zu korrigieren, führen wir ausländische Literaturformen in Deutschland ein. Das ist sehr wichtig. Was nicht mehr sein darf ist: demokratisch zugeneigtes Gelaber, soziale Fürsorge und Sozialchirurgie im literarischen Gewand. Heute ist es besser, eine ironische Haltung einzunehmen. Bravo, Waldsterben! Ausgezeichnet! Man wird sehen, wie aus den Kühen der Bauern Kamele werden!

Hüetlin: Ist die Literatur im späten zwanzigsten Jahrhundert überhaupt noch als Kunstmedium von Bedeutung?

Dietrich: Heute ist der Film führend. Vor allem die Verbindung von Filmmusik und hingeknallter Optik. Ich glaube, daß alle Medien, die zwischen Optik und Akustik durchfallen, erledigt sind. Der Platz für Literatur wird immer schmaler. Vielleicht ist die Werbung das Medium unserer Zeit. Sie wird immer intelligenter und witziger. Die Werbetexte werden immer länger und epischer. Es gibt sogar schon Fortsetzungsromane. Nehmen Sie zum Beispiel die Fiat- oder Jägermeister-Werbung. Viele Künstler, die aus dem Markt rausgeaxtet werden, landen in den Agenturen. Vielleicht findet man deshalb in jener Branche mitunter Spitzenleistungen des Geistes. Genial: Man spricht nicht mehr über den Porotonziegel. Der Porotonziegel spricht selbst.

Hüetlin: Es gibt im Buchhandel Autoren, die Erfolg haben. Wir denken da an Allert-Wybranietz *Geschenktex*te oder

Svende Merians *Märchenprinzen*.

Dietrich: Inzwischen gibt es Literatur, die nicht mehr auf den Bildungsbürger ausgerichtet ist. Heute schreiben die meisten Autoren für genau definierte Zielgruppen: Linke, Alternative, Frauenbewegung undsoweiter. Das ist mit einer kriminellen Selbstbegrenzung verbunden. Außerdem verdrängen diese, von einem perfekten Management geplanten Produkte die Handvoll Talente endgültig vom Markt.

Hüetlin: Kann man daraus schließen, daß das Gefühlsleben der Deutschen von Allert-Wybraniez gemanagt wird?

Dietrich: Wenn Geschenkklyrikbände zu Hunderttausenden verkauft werden, tritt folgender Effekt auf: Den Leuten wird eingeredet, sie seien lebensschwach und behaglich und bräuchten kleine Häppchen wohldosierter Lebensfreude. Es wird keinerlei Umsturz produziert, des Trieblebens etwa, wie es Ezra Pound gefordert hat. Es wird nicht einmal ein ordentlicher Satzbau hergestellt, denn da würden die Leute ja Denken lernen. Es handelt sich also um ein absolutes Entmündigungsmonument, um eine Literatur, die gemütliche Witzchen macht und ein ganzes Volk in lallende Idioten verwandelt. Der Staat wird dadurch eine Weile stabilisiert. Dann geht er unter, weil niemand mehr einen anständigen Periodensatz bilden kann.

Das trifft die Dilettanten-Schreiber. Die schwammige Vollzugssprache von Sozialberuflern und Artheinis, die jeder Präzision entbehrt, ist auch Kennzeichen einer Reihe von Schreib-Beamten im Windschatten des Deutschen Lit-Fonds. Doch leider ist der moderne Mensch bei der Rechtsprechung und anderen Anlässen des öffentlichen Lebens auf die Funktionsfähigkeit und Genauigkeit der Sprache angewiesen, und diese steht nicht nur unter der Kuratel gewissenloser Sprachwissenschaftler und Juristen, sondern auch unter der Obhut der mißachteten Literaten. Versagt der Satzbau, und geht die Literatur ein, so verrottet das soziale Getriebe

eines Staatengefüges rasch. Dann treten Völker aus der Weltgeschichte ab.

Hüetlin: Sie sagen, daß Behaglichkeit hierzulande immer noch groß geschrieben wird. Warum findet das Wüste und Abgründige in der deutschen Kulturszene so wenig Beachtung?

Dietrich: Kultur hier ist das Gegenteil von Kunst. Kultur ist absichtlich geförderter lebensschwacher Schwachsinn. Jeder soll sich einsam und schwach fühlen und dann am besten Bücher lesen, die auch einsam und schwach sind. Der Betrug ist ganz einfach: Falsche Künstler gehen auf hunderttausend Auflage, ändern aber an den Leuten gar nichts. Durch wirkliche Literatur wird in den Leuten etwas zertrümmert. Es kommen Prozesse in Gang, die man nicht mehr pädagogisch beschreiben kann, wo auch die Psychologie versagt. Dieser Prozeß geht vielleicht in Richtung Staatsferne.

Hüetlin: Nett zu schreiben oder Skandale zu provozieren sind sicherlich nicht die einzigen Methoden, mit denen man bekannt werden kann. Wie sieht es aus mit persönlichen Kontakten? Wieviele Klinken muß man putzen?

1. Lektoren. Meyer-Schwefe (Suhrkamp, 82), Frielinghaus (Claasen), der Herder Verlag u.a. lehnten meine Dichtungen als unzulänglich ab. Weiss von Piper wollte einen «Roman». Fazit: Keine vorzeigbaren Literaturpreise – kein Abdruck.

2. Buchhändler. Frankfurter Autorenbuchhandlung 81. Die Buchhändlerin ist von den Pflastersteinen angewidert; dergleichen zwei andere Händler. Sommer 87. Die großen Berliner. Ich trete bei Wolff, Elwerth, drei weiteren ein. Lesung unerwünscht. Ebenda im Winter 92. Zeige meine «Großzählung» Berliner Sterben. Lesung unerwünscht.

3. Literaturhäuser. Lesung unerwünscht.

4. Rezensenten und Professoren. Alle angeblichen Talentförderer haben meine 82-85 zugesandten Gedichte mißbach-

tet: Die FAZ mit Ranitzky, die Süddeutsche mit Wolfgang Werth, Drews und Musikwissenschaftler W. Kayser. Fazit: Einsendung meiner Sterben-Prosa zu den Bachmannpreisen erscheint 1991 angesichts dieser Blockade als zwecklos.

Weiter: Wahn, dem Hof gefällig, ein poetischer Dialog, 91 kongenial verfilmt von Hans Lang, wurde von Filmern (Berger) und Staatsschauspielern (Benrath) bewundert, in der literarischen Welt aber nicht bekannt. Und 1993: zwei Germanistik-Professoren, ein Franzose, ein Deutscher verreißen in der FAZ und woanders Berliner Sterben. Der poetische Charakter der Großerzählung entgeht ihnen, der dichterische Funke darin wird übel verspottet.

Dietrich: Wenn das Klinkenputzen schon alles wäre. Erst muß man die Maße der Türen nehmen. Dann die Türklinken mitbringen und selber anschrauben. Denn meistens findet man im Berich der Literaturkritik Vollalkoholiker, die gar keine erhaltenen Türklinken mehr haben. Dann sagt man Grüß Gott, doch die Leute sind nicht ansprechbar, weil sie gerade aus der Entziehungskur zurückgekommen sind. Mit den Jahren pilgert man durch viele Wohnzimmer. Mit der Zeit kommt man auch durch Wohnzimmer von weniger betrunkenen Leuten. Viele junge Literaten geben hier das Rennen schon auf und werden Hausmeister oder gehen ins Feuilleton.

1985 arbeitete ich, bereits acht Jahre hindurch, an Dichtungen und Tagebüchern, begeistert und auch durch zweijährige, mit Drecksjobs ausgekleidete Arbeitslosigkeit nicht unterbrochen. Ab 1984 am Erzählfragment Brand für R. Weiss, seinerzeit Piper-Verlagslektor. Trotzdem geriet ich in keine der angestrebten überregionalen Literaturförderungen. Denn die Kulturschreibtischtäter der 68er drängten mich aus ihren Förderkarussellen. Der KPD-freundliche Leiter des Berliner Oberbaum-Verlag (84) sowie ein rezensierender Professor (FAZ 93) versuchten aus meinen Dichtungen eine manifeste, republikaner- und nazinahe Haltung

herauszulesen. Wie bitte? Nur die Tatsache, daß sie bei der Vergabe von Talent persönlich erblich benachteiligt wurden, berechtigt diese Sozialpädagogen doch keineswegs, die Staatsförderung für Äußerungen von Schreibtalenten planmäßig abzuwürgen und diese Äußerungen über ihren privaten Neid-Kamm zu scheren. Meine Jugend war versaut! Alte Feuilleton-Hyänen und «tolerante» Friedensfreunde hatten meine berechtigten literarischen Hoffnungen sabotiert. Erbittert ging ich zu Lektor Weiss, zeigte Depperts depperte Idiotenschrift. Weiss riet wörtlich: Schweigen, einen Roman darüber schreiben. Im Literarurbetrieb lehne so viel morsches Holz, es lohne nicht, sich danach zu bücken. Fazit: Mißtrauisch brach ich den für Weiss begonnenen Brand ab. So gab ich auf.

Hüetlin: Wie kann man angesichts dieser Misere überhaupt noch Künstler bleiben?

Dietrich: Es ist wahrscheinlich absolute Leidenschaft oder Krankheit oder die fehlende Lust, ernsthafte Arbeiten zu verrichten. Doch es sind völlig irrationale und kindliche Motive. Bei mir ist es auch ein Impuls, mit dem Land noch etwas abzurechnen. Vergeltungssucht!

Hüetlin: Ist Literatur zu machen keine ernsthafte Arbeit?

Dietrich: Immer wenn ich besonders dumm aufgelegt bin, habe ich die besten Chancen, daß aus der Sache etwas wird. Es ist nötig, mit voller Lächerlichkeit gegen die Welt anzutreten, denn sonst ist man immer in sie eingeflochten – durch Angst vor Beruf etwa. Man muß der Welt staunend gegenüber treten können. Man sieht die Sachen meistens nicht, wenn man durch Angst erpreßt wird.

Nachsatz

Ein Dichter und Lyriker weiß um seinen Wert. Es bedarf nicht der öffentlichen Bloßstellung seines Werkes durch eine vielarmige, ätzende Kritiker-Krake im Fernsehen oder

gar durch ein Sprachverbrecher-Tribunal, besonders wenn dies von Leuten aufgeführt wird, die selbst keinerlei größeres literarisches Talent vorweisen können und deshalb den Fecht-Übungen der wirklichen Dichter keinerlei vorzeigbare «Tüchtigkeit» entgegensetzen können, geschweige denn ausreichendes Literaturwissen. Alles Richter ohne Richterdiplom. Es scheint, daß sie in ihrem unerhörten Machtstreben besser schweigen sollten, als wahllos die Feinfühligkeit von sensiblen Menschen, deren Wert in der Innerlichkeit zu suchen ist, zu vernichten oder mit ihnen zur Befriedigung ihrer Eitelkeiten ein übles Spiel zu treiben.

Zum größten Bedauern gleichaltriger Freunde habe ich schon 92 zu schreiben aufgehört. Schreibe ich dennoch weiter, so würde jeweils bei Seite 3 jeglichen Erzählstückes die Sinnlosigkeit dieses ungeheuerlichen, gemeinen Umganges mit der Dichtung, dieses Germanisten-Verbrechens, so in mein Bewußtsein hineinschmettern, daß mein Schreibvorgang abgebrochen würde. Wer mit solchen Fähigkeiten ausgerüstet, Jahr um Jahr aussichtslos Bewerbung um Bewerbung häufend, in vielen Städten Deutschlands herumirrt und sich zum Straßenkötter verwandelt und so ganz am Boden vernichtet sieht, in dem ersterben alle seelischen Impulse auf Jahrzehnte. Wenigstens 6000.– Mark monatlich erhalten die FAZ-Kritiker, und die Opfer ihres Zerredens, wie ich, keine müde Mark. Ich bin arbeitslos mit sehr gutem, schriftlichem Doktordiplom; das Selbstbewußtsein als «Dichter» ist ebenso abgenagt wie bei anderen Arbeitslosen. Als konjunkturbelebende Maßnahme schlage ich vor, die Hälfte der deutschen Germanisten als Staatsbeamte zu entlassen, ferner das ganze Universitätsstudium der Germanistik einzusparen und als Volkshochschulkurs neu aufzuziehen. Leider: Meine ganze erstaunlich große Begeisterung und Schaffenskraft – vom 17. bis 33. Jahr – sind durch diesen Kardinal und Inquisitor und seine Schleimer für immer vernichtet worden, ebenso der gesamte Schreib-Antrieb und die Möglichkeit, irgend etwas Positives in diesem Land weiterzugeben. Die subtile, rechtlich nicht verfolgte Ausgrenzungsfolter dieser Hanswurst ist geistiger Mord, solange man

nicht das Bankkonto hat, dagegen anzugehen. Ich weigere mich, nur ein Spielball in einem solchen Tribunal zu sein, sei es in Klagenfurt, Darmstadt usw. Auch der längst anerkannte Dichter Grass hat das Neue Inquisitorische der 90er Jahre kennengelernt, nachdem er bereits Großes geschaffen hatte. Obgleich ich bei einigen Lesungen oft viel Beifall erhalten habe, honorierten und unbezahlt, wurde ich bei Förderungen und Veröffentlichungen in größeren Verlagen abgedrängt. Wer nicht den «Segen» dieser «Superhirne» besitzt, der kämpft sowieso verloren wie ein Don Quixote gegen Riesenkraken.